

Ercheint Dienstag, Donnerstag und Samstag:
Bezugspreis:
Für Brasilien halbjährlich 63500
Für Brasilien jährlich 133000
Fürs Ausland jährlich 283000
Eingangsnummer \$200
Abonnements werden jedergelt angenommen. — Bei direk-
ten Bestellungen, Zahlungen u. Zuschriften adressiere man:
A' redação do "DER KOMPAß".
Caixa de Correio A — Curitiba — Est. do Paraná
Redaktion u. Expedition: Telegrafadresse:
Rua 24 de Maio Nr. 103 "Der Kompaß"
Verantwortlicher Redakteur: Hans Doeger.

Der Kompaß

Curityba - Staat Parana - Brasilien

Anzeigen werden in der Geschäftsstelle angenommen bis
1 Uhr mittags an den Tagen vor Erscheinung der Zeitung. —
Bedeutendere Anzeigen müssen noch früher abgegeben werden. —
Annahmestellen außerhalb Curitiba
bei den Agenten.
Anzeigen nur gegen Vorausbezahlung.
Kleine Anzeige für einmal 33000
Kleine Anzeigen für zweimal 45000
Kleine Anzeigen für dreimal 63000
Geschäftsführer: Fritz Winters.

Und England beginnt zu sparen.

Will man die englische Krise in praktischen
Leben beobachten, so muß man heute nach dem
eleganten Londoner Westend gehen. Denn es hat
ja von jeher zwei Gesichter dieser einzigartigen
Westend gegeben; das strahlende, reiche, vor-
nehm zurückgezogene der westlichen Vororte, und
der Themsegegend — und das dunkle verkom-
mene Elend der "Slums", der vermahlosten Ar-
beiterviertel. Londons Elendsviertel sind die
etendelsten der ganzen Welt, schrieb einmal ein
renommiertes Journalist. Hier also kann es kaum
noch ärger werden. Arbeitslosigkeit — Hunger —
Kraubüberfälle — Selbstmorde — Kinder als
Verbrecher. . . . Wenn das alles sich um einige
Grade verschärft und verschlimmert — das fällt
weiter nicht auf!
Aber in Westend! In Westend spürt man es
deutlich, daß dem Pfund nicht mehr zu trauen ist.
Daß die Inhaber der ältesten und beständigsten
Häuser nun auch einmal ihre Sorgen haben.
Daß die ganze vornehme, lässige und elegante
Fassade ganz langsam zu schwanzen beginnt. . .
Zum ersten: Oseffigkeit! Die sprichwörtliche und
ankelnde lebensnotwendige Gastfreundschaft der
Engländer scheint schwer bedroht. Besessenen
meinen, es sei überhaupt mit ihr zu Ende. Man
wird noch eingeladen, das wohl. Aber nicht mehr
zum Diner um 6 Uhr abends im eigenen Heim
— Abendanzug erforderlich — nicht einmal mehr
zum Lunch im Klub, zum ausgebreiteten Frühstück
um die Mittagstisch. Nein — London läßt heute
zum Tee ein, zum einfachen Tee mit kleinem Ge-
bräck oder belegten Brötchen. Noch immer ist die
Einladung formell, meist schriftlich und gedruckt.
Aber immerhin ist es die gleiche Teinladung, die
man noch vor wenigen Monaten als das Vor-
recht des "braven kleinen Mittelstandes" ansah,
die man in den übrigen europäischen Ländern
etwas spöttisch bekräftigte. . .
Die Lieferanten bekommen diese Einschränkung
der Gastlichkeit natürlich zu spüren. Aber sie ma-
chen noch eine andere, sonderbare Bemerkung.
"Nach niemals in den letzten zwanzig Jahren
wurden so viele Rechnungen mit Beanstandungen
und Reklamationen wieder vorgelegt wie in
den letzten Wochen", erklärte der Chef eines gro-
ßen Londoner Delikatessenhauses, das zugleich fer-
tige Diners ins Haus liefert. Die englische Dame
begnügt ihre Haushaltsbücher zu überprüfen. Ihr
Gatte hat rühmlich erklärt, die Ausgaben seien
auf ein Minimum heruntergedrückt. Man zählt
nicht mehr wortlos, was gefordert wird. Das
ist eine Umwälzung, die jeder, der England kennt,
als ungeheuerlich empfinden muß. . .
Und was noch verwunderlicher ist — das eng-
lische Personal, als bespöttlich und rücksichtslos in
der ganzen Welt bekannt, wagt nicht, sich gegen
die Einschränkungsmassnahmen zu wehren. Sie
wissen recht genau, wie viele Hausangestellte ste-
lenlos in der Millionenstadt umherirren. Sie hö-
ren tagtäglich, daß in Haushaltungen, wo eben-
falls zwei Diener beschäftigt waren, mindestens
einer entlassen wird. Sie erzählen einander schrek-
kenhaft, daß sich in den meisten großen Häu-
sern die Köchin ohne Küchenmädchen helfen muß.
Und sie schmeigen zu allen Sparmaßnahmen.
Denn die entlassenen Hausangestellten haben in

England keine Berechtigung, Arbeitslosenunter-
stützung zu verlangen.
Am meisten leiden nach ihrer eigenen An-
sicht — die großen französischen Kurshotels und
die eleganten Restaurants in den Kurorten, an
der Riviera und in Paris. Sie waren es ja
schon, die ihr Bestehen gründeten auf den
Wunsch der englischen Großen, den Herbst und
Winter in sympathischer Umgebung fern des Lon-
doner Nebels zu verbringen. Nun, dieses Jahr
haben die Engländer andere Sorgen, und wenn
nicht alles irrt, so wird wie ein Londoner
Wirtschaftsblatt schreibt — der schottische Geist (und
Witz) sich in dem Nachbarland England mit
Erfolg durchsetzen. . .

Verkehrte Wirtschaft.

Man spricht allenthalben von Überproduktion,
und auf der anderen Seite leiden Millionen Not.
Dem Londoner "Sunday Express" entnehmen wir
einige Zahlenangaben zur Überproduktion gewis-
ser Massengüter.
Getreide. In der ganzen Welt gibt es ge-
genwärtig 5 Milliarden 500 Millionen Scheffel
unverkauften Getreides. Wenn man in den Jah-
ren 1932 und 1933 kein einziges Weizenkorn
ernte, so würde die Welt das kaum merken,
denn die noch vorhandenen Vorräte reichen für
zwei Jahre. Die Getreideernte dieses Jahres wird
auf 3 Milliarden 500 Millionen Scheffel ge-
schätzt.
Zucker. Es gibt noch 6 Millionen Tonnen
unverkauften Zuckers. Wenn die Vorjahresernte
stimmen, wird die Zuckerernte 1931 noch 1 Mil-
lion Tonnen zu diesen Vorräten hinzuzufügen.
Um diesen Berg Zucker aufzugehen, müßte jedes Men-
schenkind auf dieser Welt im nächsten Jahre mo-
natlich ein Pfund Zucker mehr verbrauchen.
Kaffee. Die Kaffeeproduktion dieses Jahres
wird auf 29 Millionen Sack geschätzt. Das kommt
zu den noch vorhandenen Vorräten von 13 Mil-
lionen Sack hinzu. Wenn man bedenkt, daß Bra-
silien allein im April noch einen Vorrat von 20
Millionen Sack hatte, so könnte ruhig die ganze
Welt stärksten Kaffee trinken, ohne daß ein
Wangel einträte. Die brasilianische Regierung er-
hebt eine Exportsteuer pro Sack des ausgeführten
Kaffees. Die Ertragssteuer dieser Steuer sind dazu
bestimmt, den Uberschuß des Kaffees aufzukaufen,
um ihn zu vernichten. So wurden kürzlich
in einer Woche 675 000 Sack Kaffee vernichtet.
Tee. England, das 1926 einen Teevorrat von
70 Millionen Kilogramm hatte, hat heute 110
Millionen auf Lager. Um zu einem normalen
Vorrat zu kommen, müßte im kommenden Jahre
jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in Eng-
land ein Kilogramm Tee mehr als bisher ver-
brauchen.
Baumwolle. Die diesjährige Baumwoll-
ernte wird auf 28 Millionen Ballen geschätzt.
Wenn nur den Verbrauch und die Vorräte, wie
sie gegenwärtig sind, annehmen, so werden un-
gefähr 12 Millionen Ballen übrigbleiben. Wenn
die in Stoffe verwandelt würden, so würde das
ausreichen, um alle Frauen der ganzen Welt
(„und Gandhi noch dazu“, schreibt das englische
Blatt, dem wir die Angaben entnehmen) für min-
destens zwei Sommer zu versorgen.
Wenn man diese riesigen Zahlen liest, beginnt

man das Ausmaß der gegenwärtigen Wirtschaftsk-
rise erst recht zu begreifen. Ihr Wesen besteht
leiglich darin, daß die Vorräte, die an der einen
Stelle lagern und verkommen müssen, nicht an
die Stellen kommen können, wo sie benötigt wer-
den und wo man vielleicht im wahren Sinne des
Wortes hungert nach dem, was anderswo ver-
nichtet wird. Es wird größter Anstrengungen und
langer gründlicher Arbeit auf allen Seiten be-
dürfen, um die Wirtschaft vom Kopf wieder auf
die Beine zu stellen.

Die Gottlosen-Bewegung.

Unter diesem Titel bringt die Deutsche La Plata
Zeitung von Buenos Aires, eine der größten deut-
schen Tageszeitungen Südamerikas, die eher alles
andere als katholisch ist, nachstehenden Artikel,
den wir unseren beständigen Lesern zum nachdenk-
lichen Studium empfehlen:
Ein moderner Freigeist, der sonst nicht vor all-
hergebrachten Anschauungen haltzumachen pflegte,
Freiheitler, hat einst einen Ausspruch ge-
tan, der wohl geeignet ist, den Ausgangspunkt
für eine Betrachtung über die Gottlosenbewegung
zu bilden: „Moral ohne Religion führt zum Ni-
hilismus.“
Die Vorkämpfer des Bolschewismus wissen recht
gut, warum sie den Kampf gegen die Religion
unmittelbar mit der Propaganda für den Bol-
schewismus verbinden. Sie haben den tiefen Sinn
eines anderen Ausspruchs erkannt, den einer
der größten Staatsmänner der neuen Welt,
George Washington, tat und in welchem
gefaßt ist: „Religion und Moral sind die zwei
Grundpfeiler der staatlichen Ordnung, der gemein-
samen Wohlfahrt der Völker.“
Die Grundpfeiler zu unterminieren, die Funda-
mente des nicht bolschewistischen Staatslebens zu
untergraben, bildet das Ziel jeder bolschewistischen
Propaganda und Aktion. Und zu beiden gehört
seit langem untrennbar der Kampf gegen die
Religion.
Man würde jedoch den Boden, auf dem die
Gottlosenbewegung erwacht und eifrig gepflegt
wird, nur unvollkommen kennzeichnen, wollte man
lediglich Moskau und die kommunistischen Filia-
len Moskaus in den verschiedensten Ländern als
Quellen betrachten, aus denen jene, gegen die
staatliche Ordnung der nichtbolschewistischen Welt
gerichtete Bewegung fortwährend gepfeift wird.
In einer überaus lehrreichen Betrachtung in
der D.N.Z. enthält ein deutscher Zentrumspolitiker
rückhaltlos die enge Verbindung, welche ganz
allgemein zwischen allen, dem Marxismus huldigenden
Parteien, also insbesondere auch zwischen der
Sozialdemokratie der meisten Länder und der
Gottlosenbewegung besteht.
Inbezug auf die deutsche Sozialdemokratie be-
legt dies der Verfasser mit einer Reihe unwider-
leglicher Beweise, und er bezieht sich dabei unter
anderem auf ein Wort August Bebel's, in
welchem dieser Nestor der deutschen Sozialdemo-
kratie die Stellung seiner Partei zur Religion wie
folgt charakterisiert: „Sozialdemokratie und Chris-
tentum stehen sich gegenüber wie Feuer und
Wasser.“
Auch in der Gegenwart haben sozialdemokrati-
sche Führer in Deutschland ganz ähnliche vorbe-
haltlose Formulierungen gefunden, so teiglich der
erschichtlich hinfallig und schwerleidend, aus der
Zelle der Gefangenen Holm kam und müde die
Treppe hinunterstie, ab und zu von Husten ge-
plagt, wobei sie das Taschentuch vor den Mund
hielt, das fast ihr ganzes Gesicht verdeckte — da
hätte niemand Argwohn geschöpft, selbst wenn sie
jemandem begegnete wäre.
Aber kein Mensch sah sie. Die Gefangenen
waren bereits wieder in ihren Zellen, und die
Pflegerinnen und Wärterinnen gingen ihren Ob-
liegenheiten nach.
Nur durch die Türspalte von Fellicies Zelle
lugten ein paar feberglänzende Augen, und eine
bleiche, abgegrahnte Hand winkte ihr verstohlen
einen Abschiedsgruß nach.
Dann schloß sich die Tür.
Die schwache Gestalt aber wurde unten von
einer Wärterin in Empfang genommen und zum
Bureau geleitet, wo man ihr ein Bündel mit
Wäsche, ein Portemonnaie, ein paar Schmutz-
schuhen und hundertzweihundert Mark fünf Pfennig
ausgehändigte — genau, wie Ella Menfing
es vorausgesehen hatte. Dann ging es zum Haupte-
ingang, durch einen Vorhof, zum großen eisenbe-
schlagenen Tor, an dem der Posten ihren Posten
mit ihren Personalien und den Aufzeichnungen
über ihr Vergehen und ihre Strafgeld in Em-
pfang nahm und ihr dafür ihr Abgangsgeld
einhändigte.
Und dann — dann knirschte der dicke Eisen-
riegel und — Fellicie war draußen!
Fret!!!
XIX.
Das erste, was Fellicie empfand, als sie die
Gefängnismauern hinter sich hatte, war ein zu
beludenes Glücksgefühl. Weit betrete sie die Arme
aus, der warmen Sonne entgegen, die vom tief-
blauen Himmel auf sie herabblaute.
Dann erst kam ihr der Gedanke an ihr Kind
und ihren Mann. Und — an die Mitteilung, die
ihre Mutter gemacht hatte und die gequelt
war, ihr ganzes Glück zu zerstören.
Sie überlegte, was nun zuerst tun? Und vor
allem wohin?
Sie merkte, daß die Leute sie verwundert und
neugierig anblickten. Mit dem zusammengeknau-
ten dicken Bündel unter dem Arm, das so gar
nicht zu ihrer anmutigen Gestalt passen wollte,
machte sie einen fremden Eindruck. Und ein
Mensch, der geradeaus aus dem Gefängnis
kam — noch dazu auf solch eigentümliche Wei-
se — der steht ein bißchen anders aus, wie
andere Menschen.

sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Franz
Künster auf dem letzten „Internationalen Frei-
denkerkongress“ in Berlin. Künster, der als Leiter
dieses Kongresses fungierte, hat dabei im Namen
der Parteileitung und Reichstagsfraktion die tiefe
Verbundenheit zwischen Sozialdemokratie und Gott-
losenbewegung in den unmissverständlichen Worten
geleitet:
„So sind sozialistische, gewerkschaftliche und
Freidenker-Internationale ein Dreieck, der für
die Befreiung der Menschheit kämpft.“
Auch wer anderwärts, so etwa in Spanien, den
wahren Quell der religionsfeindlichen Bewegungen
lediglich in einer Reaktion gegenüber einer frühe-
ren Ueberspannung der Macht der Kirche suchen
wollte, würde damit den Ursprung dieser Bestre-
bungen noch keineswegs völlig erschaffen. Auch dort
wie vielerorten handelt es sich nicht nur um die
„Trennung von Kirche und Staat“, die nicht in
jedem Falle für die Religion vorerblich zu wer-
den braucht, sondern darüberhinaus eben um die
Unterminierung der Fundamente staatlicher und
gesellschaftlicher Ordnung, im Sinne programma-
tischer Forderungen radikal, links gerichteter poli-
tischer Strömungen.
Gerade diese Beobachtung läßt es angezeigt er-
scheinen, zwischen den beiden Zielen, dem einen:
der Trennung von Kirche und Staat und dem
anderen: einer Herrschaft des Atheismus zu un-
tercheiden.
Eine Trennung von Kirche und Staat beruht
auf sich allein noch nicht die Unterdrückung der
Religion überhaupt. Sie führt zwar zu einer ge-
wissen Beschränkung der Machtbefugnisse der Kirche
auf weltlichem Gebiet. Diese Beschränkung aber
kann sich in mancher Beziehung sogar als segens-
reich erweisen, weil die Kirche dadurch von poli-
tischer Gegnerschaft freier werden kann.
Sehr viele, welche die Auffassung vertreten, daß
die Religion im besten Sinne des Wortes eine
Privatangelegenheit des einzelnen Staatsbürgers,
sein soll, für welche dieser selbst — und nicht
grundsätzlich der Staat, dessen Gemeinschaft sich ja
häufig aus Angehörigen verschiedener Religionen
formt — die erforderlichen Opfer zu bringen hat,
werden zugleich zu den schärfsten Gegnern der
Gottlosenbewegung gehören, welche die Veräch-
tlmachung und Zerstörung der Religion über-
haupt mit allen Mitteln betreibt.
Es ist nicht mehr als ein hohes Schlagwort,
wenn die Führer der Gottlosenbewegung geltend
machen, jeder freie Mensch und Staatsbürger habe
das Recht und die Fähigkeit, seinen eigenen Mo-
ralgesetzen nachzugehen, und diese liegen, auch ohne
Religion, unabweichbar im Einklang mit den allge-
meinen gültigen Moralgesetzen zu bringen, weil ja
insbesondere schon die staatliche Gesetzgebung für
einen solchen Ausgleich Sorge.
Man kann, ohne dabei auch nur ein Wort
gegen Sinn und Wesen der Religion zu sagen,
ansprechen, daß eine gewisse Minderzahl der
Menschen wohl in der Lage wäre, ihr tägliches
Leben nach irdischen Gesetzen allein zu ordnen.
Für die Mehrzahl der Menschen kann diese Fest-
stellung heute nicht gelten. Aber selbst wenn dies
Argument für die Gesamtheit der Menschen
stichhaltig sein würde — wer wollte sich unter-
fangen, zu behaupten, daß damit Sinn und We-
sen einer Religion wirklich ausgeschöpft wäre?
Gerade in solcher Argumentation offenbart sich
ja die Armseligkeit jenes, was die „Gottlosen“
für das zu bieten wagen, was sie der Menschheit

rauben wollen! Vom Anfang der Menschheits-
geschichte her läuft die Rette der Beweise dafür,
daß die Menschheit sich mit irdischen Gesetzen und
mit dem moralischen Halt, der sich darin finden
ließe, nicht begnügen wollte und auch heute in er-
drückender Mehrheit nicht abfinden will.
Es ist also begreiflich, wenn angeführt der
Wählerheit der „Gottlosen in den führenden
Kreisen religiös Denkender weit über die Grenzen
der einzelnen Religionsgemeinschaften hinaus der
Wunsch erwacht, der Front der „Gottlosen“ eine
geschlossene Front aus den Anhängern der ver-
schiedensten Religionsrichtungen gegenüberzustellen.
Dieser Ruf ist in der letzten Zeit nicht mehr völ-
lig ungehört verhallt, und es mehrten sich die Stim-
men, welche dazu auffordern, den Kampf gemein-
sam aufzunehmen, statt sich getrennt immer mehr
in eine Verwirrungsstellung drängen zu lassen.
Wie groß die Gefahr schon jetzt geworden ist,
läßt sich aus den zahlreichen Kirchenaustrittser-
klärungen in Deutschland und in anderen Ländern
erkennen. Schon sind vielerorts die Fundamente
wirklich unterhöhlt, und es ist geboten, nicht mehr
länger zugewartet, sondern den vielerorts schon
aufkommenden Eindruck zu gestärken, daß man
sich mit der Gottlosenbewegung abzufinden be-
reit sei.
Kein Beringer als Bismarck hat im Preußi-
schen Landtag einen Ausspruch getan, der nicht
nur für Deutschland, sondern ganz allgemein bis
in unsere Zeit hinein un d g e r a d e j e t z t
Verachtung verdient und der geeignet ist, am Schluß
dieser Betrachtung zitiert zu werden: „Schmähen
wir ihm nicht den Glauben, daß unsere Gesetz-
gebung aus der Quelle des Christentums schöpft
und daß der Staat die Realisierung des Chris-
tentums ist, auch wenn er diesen Zweck nicht
immer erreicht!“ — Soweit die Deutsche La
Plata Zeitung in Buenos Aires.

Inland

Curityba. Kürzlich haben zwei Flugzeuge
auf der Fahrt nach Rio Grande do Sul den
Staat Parana passiert. Sie sind für die Com-
panhia de Viação Aerea Rio Grandense bestimmt
und sollen im Flugdienste des Staates Rio Grande
do Sul Verwendung finden.
— In der Rua Wankenhof Celso stürzte der
30jährige Abiao Diamante von seinem Hauhe
ab und zog sich eine schwere Verletzung am
Hüften zu. Er wurde zur Klinik des Herrn
Dr. Croito Gärner gebracht.
— Im Hafen von Paranaquá werden neue
Lieferungen vorgenommen. Dort ist vor kur-
zem eine Eisenbahn festgelegt worden, die bei
den Messungen von 1924 nicht aufgefunden ward.
Sie bildet eine Gefahr für die Schifffahrt. Aus
Rio ist am 8. ds. der Tenber „Tajuba“ mit
einer hydrographischen Kommission unter dem
Kapitän zur See Manoel José Nogueira Gama
nach Paranaquá abgefahren. Die Kommission ist
mit den modernsten Apparaten zu den Messungen
ausgerüstet.
— In einem Geschäft der Rua Alfereis Poli
wurde der 23jährige Chauffeur Silveiro von
Francisco Doprado mit einem 2 Kilo-Bombat
am Kopfe verwundet. Der Täter ist geflüchtet
der Verleite ist auf der Polizei verbunden worden

Die Frau des Schauspielers

Roman von Erich Freiden 29
E Du bist ja die todkranke, Ella Menfing. Man
wird dich auch nicht mehr durch eine ärztliche
Untersuchung betätigen — man wird froh sein,
daß man die Menfing los ist! . . . Im Direk-
tionszimmer wird man dir ein paar Schmutz-
schuhen und ein Portemonnaie mit Geld eingehändigen,
die man mir bei meiner Einlieferung abgenommen
hatte. Außerdem hundertzweihundert Mark und
einige Pfennige — der Lohn für meine frühere
Arbeit im Gefängnis. Die letzte Zeit konnte ich
ja nichts mehr tun. Wenn du willst, kannst du
meiner Schwester etwas davon geben. Hier hast
du ihre Adresse. Du brauchst sie aber auch gar
nicht aufzusuchen, wenn du nicht willst. Sie wird
froh sein, wenn sie nichts mehr von ihrer Schwes-
ter, die im Gefängnis gefessen hat, hört und sieht.
Solltest du sie aber doch einmal sehen und ihr
die Wahrheit mitteilen wollen, so grüße sie von
mir! Und küsse ihre kleine Tochter Mariechen,
— sie ist mein Mädchen und ein liebes Kind!
Sage ihr, ich habe sie durch dich, gut und richtig
zu lieben! Der gerade Weg ist doch der beste,
wenn auch nicht immer der leichteste zu gehen.
Ach, es ist doch traurig, im Gefängnis zu sterben!
Aber ich fürchte mich nicht davor. Gott wird mir
verzeihen. Vielleicht — vielleicht sehen wir uns
da oben einmal wieder, Kleie —
Fellicie hatte den Arm um die Gefährtin ge-
legt und schmiegte den Kopf an ihre Schulter.
Sie kam sich in diesem Moment so klein vor
neben der Todkranke, die trotz ihres Leidens
noch soviel Energie und Tatkraft besaß.
Sie hatte große Angst um Ella. Wie würde
das schwache Geschöpf, das bereits seit Wochen
im Lager kaum erwachen hatte, hinüberkommen
in die Zelle, die der Gefangenen Holm zugeteilt
war? Doch auch hierüber beruhigte Ella sie.
Ich werde hinüberkommen. Verlaß dich dar-
auf! Und wenn es dann gleich mit mir zu Ende
ist — was schadet es? Wäre es nicht viel schäm-
mer für mich, ich fürbe auf der Straße?
Fellicie lagte nichts mehr.
Als gleich darauf die Oberpflegerin die Kran-
kenkammer abging, um zu inspizieren, fand sie die
Gefangene Menfing in hochgradigem Fieber.
„Haben Sie Schmerzen, Menfing?“ fragte sie
gütig.
„Nein, Frau Breunig. Ich bin nur aufgeregt,
weil ich morgen frei bin.“

„Glaub's Ihnen, Kind. Ich wünschte, Sie könn-
ten Ihre Freiheit noch ein paar Jahre genießen.“
Ella zwang sich zu einem Lächeln. „Ich sehe
doch wenigstens meine Schwester noch einmal,
bevor ich sterbe, und ihre Kinder.“
„Ja, ja! Wenn Sie nur morgen transportabel
sind! Gute Nacht!“
Mit freundlichem Gruß ging die Frau weiter,
dabei Fellicie zu sich heranzuwinken.
„Wachen Sie die Nacht bei ihr, Holm! Ich
fürchte, sie wird uns morgen auf der Nase lie-
gen! Es fehlt uns an Pflegerinnen. Daß auch die
Robinson das Bed mit dem Suppenmaß haben
müßte! Die Aushilfe ist nichts wert. Leichte Ba-
re! Gute Nacht, Menfing! Halten Sie sich brau-
men! Sie sind fort von uns! Und gehen Sie
mit Ihrer Gesundheit vorsichtig um, damit Sie
Ihre Freiheit noch ein bißchen genießen können!“
Freundlich reichte sie Ella die Hand, nickte
Fellicie zu und ging.
Nun hat Ella die Gefährtin, sich auch zur
Ruhe zu begeben, sie bedürfte keiner Wartung. Doch
davad wollte Fellicie nichts wissen. Die ganze
Nacht über hockte sie am Lager der Kranken und
beschauete ihren von Schmerzen Träumen beunruhig-
ten Schlaf.
Noch niemals in ihrem ganzen Leben war ihr
die Zeit so unendlich langsam dahingeflossen,
wie heute. Wollte denn die Nacht gar nicht en-
den? Und würde jenseits der dunklen Nacht ein
sonniger Tag für sie hereinbrechen? Oder stand
dahinter das graue Gefesselt der Sorge, bereit,
ihre Freude, ihre Lebenslust, ihr Glück zu ver-
löschen?
Endlich dümmerte der Morgen herauf. Zum
Umfinken müde erhob sich Fellicie mit wankenden
Knieen von ihrem Stuhl und schlich an den übrigen
Kranken vorbei hinaus.
Die Kutliche, die durch die leisen Tritte auf-
gemacht war, rief ihr ein Schimpfwort nach, drehte
sich auf die andere Seite und schnarchte bereits
wieder in der nächsten Sekunde.
Als die Stunde sich näherte, in der die Ge-
fangene Menfing aus dem Gefängnis entlassen
werden sollte, war Fellicie schon wieder zur Stelle.
Sorgsam half sie der Kranken beim Ankleiden.
Dann geleitete sie sie von Lager zu Lager, damit
sie von den Kranken, die mit ihr in der letzten
Zeit denselben Raum bewohnt hatten, Abschied
nehmen konnte.
Ihre Gefängniszeit war abgelaufen! Diese Ta-
gung machte sie zum Gegenstand des Interesses,
Schuldlich blickten die Armen, die hier blieben

mußten, in die ferne, so ferne Zukunft, da
auch sie wieder herumwandeln, dahem bei ihren
Familien sein, ihre Lieben herzen und küssen wür-
den können.
Ob es alle erreichen würden? Ob nicht für
manche die düstern Gefängnismauern das Grab
bedeuten würden?
Oh, ihr Armen, die ihr eine schwache Stunde
mit der Freiheit, wohl gar mit dem Leben bilien
mußtet! Eine Stunde, die ihr vielleicht gleich dar-
auf aus tiefstem Herzen bereit hattet, die aber
keine Reue, kein Irren, kein Gebot ungeschehen
machen konnte! Wüßte Ruhe und Frieden in eure
gekündeten Seelen gehen! . . .
Endlich war auch der Abschied vorbei. Die Ge-
fangene Menfing sollte hinunter ins Bureau ge-
führt werden, um ihre Papiere in Empfang zu
nehmen.
Jetzt war die Zeit gekommen zum Handeln.
Die Oberpflegerin hatte bereits mit Erschauen
bemerkt, daß die Holm unter den Abschieds-
wenden fehlte.
„Wird wohl in ihrer Zelle heulen, daß die
Menfing fortgeht und sie dableiben muß“, dachte
sie. „Armes Ding!“
Da traf Elia Stimme an ihr Ohr.
„Kleie, gute Frau Breunig! Wächten Sie mir,
bevor ich fortgehe, noch eine Bitte erfüllen? Ich
möchte so gern von der Holm alle Abschied
nehmen — sie war immer so gut zu mir — wie
eine Freundin — darf ich für ein paar Minuten
zu ihr?“
Die Oberpflegerin nickte. „Melnethalten. Aber
machen Sie rasch. In einer Viertelstunde müssen
Sie draußen sein. Bei uns herrscht Pünktlich-
keit!“
Inzwischen hatte Fellicie in ihrer Zelle bereits
alles zurechtgelegt. Als es draußen leise klopfte,
öffnete sie rasch. Das Wescheln der Kleidung nahm
nur wenige Minuten in Anspruch. Ebenso die
Veränderung der Haarfrisur.
Die beiden waren auf einmal ganz ruhig ge-
worden. Außerlich wenigstens. Sie wußten, was
von der nächsten Viertelstunde für sie beide ab-
hing.
Wenn Fellicie gefürchtet hatte, Ella werde zu-
sammenbrechen, so hatte sie sich getäuscht. Mit
Anbietung ihrer letzten Lebenskraft hielt die
Kranke sich aufrecht. Was es sie kostete, wußte
Gott allein.
Als nach einigen Minuten eine vornüberge-
beugte, in einen grauen Regenmantel gehüllte Ge-
stalt, die Kapuze weit über die Stirn gezogen,

Sollte sie vorerst in ein Hotel gehen? . . .
Wie sich legitimieren? Sie hatte nur die auf
„Ella Menfing, Strafgefängnis“, lautenden Pa-
piere bei sich. Damit würde man ihr überall die
Tür weisen. Wo — wohin?
Zum erstenmal, seit Elia Hira jenen abenteu-
erlichen Plan ausgearbeitet hatte, kam Fellicie das
Gefahrvolle, Wahnsinnige der ganzen Sache so
recht zum Bewußtsein. Sie war nicht mehr „Fe-
licie Holm“; mit einem Schlag war sie eine
andere geworden — wenigstens für jeden Frem-
den, dem sie ihre Papiere vorwirft. . . . Und
würde man nicht noch heute im Gefängnis den
Betrug merken — hatte ihn vielleicht schon ge-
merkt — und man jahndete bereits nach der
Fälligkeit? . . .
Eine furchtbare Angst befiel sie plötzlich. Wenn
die Höfcher ihr schon auf den Feten wären?
Wenn man sie einfüng und wieder hinunterstie-
le in die einsame Zelle, verhaftet durch Dunkel-
arrst und Wasser und Brot, als Strafe für ihre
Flucht? . . .
Scheu blickte sie um sich. Nein, nirgends sah
sie einen Schutzmann oder einen Gefängniswär-
ter. Sie atmete auf.
Dann wieder fiel ihr die Lebensgefährtin, ihre
Mitschuldige ein — die arme Ella Menfing, die
nun die ganze, sicher hatte Strafe allein tragen
mußte. Oder würde man Mitleid mit ihrer kör-
perlichen Schwäche haben? Würde man sie ruhig
sterben lassen in der ihr gewohnten Umgebung
der Gefängnismauern? . . .
So vertiefte sie in all diese Gedanken und
Zweifel und Befürchtungen, daß sie gerade-
wegs auf ein die Straße dahergehenden Auto zu-
fiel.
Eine selte Hand rief sie noch im letzten Augen-
blick hinweg; aber sie war bereits in die Arme
gefallen und hatte sich den Fuß leicht verletzt.
Ihr Gebären, ihr Aussehen, ihre erschütterte
Angst waren so auffällig, daß der Schutzmann
sie nach ihrem Namen fragte.
Ernenne Ella. Was sagen? War sie nun el-
gentlich „Ella Menfing“? Oder „Fellicie Holm“?
Ihre erschütterte Verlegenheit machte den Schut-
zmann läugig.
„Haben Sie einen Ausweis bei sich?“ fuhr er
sie schon an.
Sie nickte und zog ihren Entlassungsschein aus
dem Gefängnis hervor.

(Fortsetzung folgt).

Der Kenner GUTER IMPERIAL PILSEN der BIERE trinkt nur IMPERIAL PILSEN der ATLANTICA

